

Den Fluch bekämpfen

Seit Monaten grassiert in Westafrika das Ebola-Virus. Immer mehr Menschen werden Opfer dieser Krankheit, es verbreitet sich rasend schnell und erreicht inzwischen auch Europa und die Vereinigten Staaten von Amerika. Als Ebola ausbrach, war der Medizinstudent Nicolas Aschoff aus Witten in Sierra Leone vor Ort. Mit Kommilitonen errichtete er auf eigene Faust eine Isolierstation.

Von Stefan Döring



Oben: Aus einem Pflichtpraktikum in Afrika wurde eine Bewährungsprobe: Nicolas Aschoff, Simon Scheiblhuber und Till Eckert (von links) bauten in Sierra Leone eine Isolierstation auf. Unten links: Neben Handschuhen und Mundschutz trägt jeder Helfer einen Schutzanzug. Vor dem Entkleiden wird alles desinfiziert, anschließend vernichtet. Unten rechts: Mit Planen wurden Schleusen in die Isolierstation eingezogen.

DER Aufenthalt in Afrika war lange geplant: Nicolas Aschoff und seine Kommilitonen, Till Eckert und Simon Scheiblhuber, waren für eine Fortbildung in Tropenmedizin nach Sierra Leone gekommen. Sie waren in das Handelszentrum Makeni aufgebrochen, um dort diesen Pflichtteil ihres Medizinstudiums zu absolvieren. Als in Europa von Ebola noch keine Rede war und auch die örtlichen Medien nur sporadisch davon berichteten, wurde die Gefahr durch das Virus immer greifbarer. „Als wir angefangen haben, war Ebola noch weit weg. Dann bewegte es sich immer näher nach Makeni fort, wo unser Krankenhaus war“, erklärt Aschoff. Doch wirklich wahrgenommen hatte es niemand. Weder das Klinikpersonal noch die Menschen in der Umgebung. Denn die Gefahr war ihnen nicht bewusst.

„Vielmehr wurde Ebola als politische Lüge abgetan“, erinnert er sich. Als Fälle aus der näheren Umgebung bekannt wurden, war die Krankenhausleitung wie „paralysiert. Sie hatten Pläne, waren aber überhaupt nicht vorbereitet. Nicht einmal ein Wächter war am Tor. Alle Patienten, die außerhalb der Geschäftszeiten ankamen, sind direkt ins Patientenzimmer gekommen. Eine Katastrophe und ein brillanter Nährboden für das Virus“, beschreibt der 23-Jährige. So wurde ihm und seinen Kollegen schnell klar, dass sie handeln müssen. Sie standen vor der Wahl, ob sie sich ebenfalls verbarrikadieren, bis der nächste Flug nach Hause geht, oder helfen. Die Entscheidung fiel den drei nicht schwer, immerhin wollen sie Ärzte werden. Als gläubiger Christ hat sich Nicolas Aschoff das Helfen außerdem selbst auf die Fahnen geschrieben. Hinzu kam für die drei jungen Männer, dass der Chefarzt fluchtartig die Krankenstation verließ. Er, der Freikirchler, wollte alle missionieren. „Aber wir hatten von Anfang an das Gefühl, dass er der Erste ist, der abreist, wenn es gefährlich wird. Genauso ist es dann gekommen“, beschreibt Aschoff. Spätestens, als Aschoff durch Zufall die Bibelstelle in Matthäus 25, 40 wiederentdeckte, war er sich sicher, dass er die richtige Entscheidung getroffen hat: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Der junge Mann fügt hinzu: „Ich glaube Gott hat mich nie allein gelassen und ich werde ihm ewig dankbar sein!“

In der Nähe ihres Krankenhauses gab es eine holländisch-norwegische Leprastation, wo sich die drei angu-

cken wollten, wie eine Isolierstation gebaut wird. „Die haben dort mit einfachsten Mitteln ein perfektes Konzept erarbeitet. Da haben wir überlegt, dass wir das auch schaffen können“, so Aschoff. Doch ganz so leicht wurde es ihnen nicht gemacht, denn das Personal an ihrer Klinik zeigte immer noch kein Verständnis. Für die drei Studenten stand die Notwendigkeit einer Isolierstation in ihrer Klinik aber außer Frage und so besorgten sie die nötigen Materialien mit eigenem Geld und bauten die Isolierstation fertig. Die Menschen in der Umgebung halfen ihnen sogar dabei, gaben ihnen Planen, Eimer und Holz zum reduzierten Preis. Die Schutzanzüge stellte ihnen die Weltgesundheitsorganisation zu Verfügung. „Dass trotz aller widrigen Umstände alles so gut funktioniert hat, war für mich ein gefühlter Gottesbeweis“, sagt Aschoff.

Bevor die wenigen verbliebenen Pfleger allerdings in die Handhabung mit den Anzügen und die richtige Vorgehensweise eingeführt werden konnten, erreichten die ersten Ebola-Fälle die Station. Trotzdem funktionierte das von den Studenten konzipierte Neun-Schritte-System zum sicheren Entkleiden auf Anhieb hervorragend. Wichtig sei, dass kein Material die Station wieder verlasse, außer unter strengen Auflagen und nur, um es sofort zu verbrennen.

Trotz aller Anstrengungen musste auch Nicolas Aschoff einer ganzen Familie beim Sterben zusehen. „Noch bevor wir irgendetwas tun konnten, ist das jüngste Kind gestorben und der Vater weggerannt. Wie wir später erfahren haben, hat er das ganze Dorf angesteckt. Tragisch war auch zu sehen, wie die Mutter innerhalb



Nur mit Schutzanzügen treten Helfer in Kontakt mit den Kranken. Nach Angaben der WHO starben bislang 71 Prozent der Infizierten.

von kürzester Zeit nicht mehr ansprechbar war“, beschreibt der 23-Jährige. Trotzdem gelang es den drei Studenten die Isolierstation zu etablieren, sie schulten das Personal im Hof vor der Klinik und brachten ihnen die nötigen Handgriffe bei. Als Aschoff nach Afrika ging, wollte er „Gottes Werkzeug sein, der mit sinnvoller Arbeit den Menschen hilft“. Denn entscheidend seien nicht die hochmodernen Geräte, sondern die Erklärungen und Hilfestellungen. „Wir hatten schließlich auch keine Vorbildung, trotzdem ist es uns gelungen zu helfen“, kritisiert Aschoff die Bundesregierung, die frühestens im November Hilfe versprochen hat.

Deshalb hatte der junge Student auch nie Angst, sich selbst zu infizieren. Zwar hätte er manchmal ein mulmiges Gefühl gehabt, doch Angst hätte er nie. Auch nicht, als er nach der Abreise nach Ruanda ging, um dort in einer anderen Krankenstation

zu helfen. Plötzlich zeigte er Symptome von Ebola, wurde ins Krankenhaus eingeliefert und isoliert: „Ich wusste, dass es eigentlich kein Ebola sein konnte, doch das wussten die Ärzte in Ruanda ja nicht. Es stellte sich heraus, dass es nur Malaria war.“

Trotz der Hilfe der Organisationen wie Ärzte ohne Grenzen grassiert das Virus immer weiter. Bis Ende November sollen nach Schätzungen über 1,4 Millionen Menschen infiziert sein. Ein Grund dafür ist die „un glaubliche Ignoranz, die die Hilfskräfte am Anfang an den Tag legten“, erklärt Aschoff. Die Helfer seien in Schutzanzügen in die Dörfer gegangen und hätten die Kranken herausgeholt und abtransportiert. Heute sprechen die Helfer mit den Dorfältesten und bitten um Erlaubnis, die Kranken behandeln zu dürfen. „In Afrika glauben viele Menschen, dass sie verflucht wurden. Wir versuchen, unsere Maßnahmen als Gegenfluch zu verkaufen. Das wird gut angenommen“, beschreibt der 23-Jährige. Dennoch gehen die Gesundheitssysteme in Westafrika zusehends in die Knie. Auch, weil die Krankheit in der Welt zunächst falsch eingeschätzt wurde. Die „Vorbildstation“, in der Nicolas Aschoff und seine Kommilitonen lernten, eine Isolierstation zu erbauen, wurde von den Niederlanden evakuiert. „So ist eine medizinische Versorgung nicht möglich. 100.000 Menschen standen auf einmal ohne ärztliche Hilfe da. Deshalb sterben immer Menschen an ‚normalen‘ Krankheiten. Viel schlimmer ist aber, dass wir Helfer uns somit unglaublich wertvoll machen und alles kollabiert“, sagt der Medizinstudent.

Spendenadresse:
„Helfende Hände – Sierra Leone ein Land in Not“, Mörikestr. 13, 75447 Sternenfels
Konto Nr. 057 058 059
BLZ 604 914 30
(VR-Bank Stromberg-Neckar eG)



Wie Krieg

Klemens Ochel ist Tropenmediziner und im Auftrag von Misereor als medizinischer Berater in Liberia tätig. Dort hilft er, die medizinische Infrastruktur am Laufen zu halten, die auch von der katholischen Kirche aus organisiert wird.

Wie wird die Krankheit von der Bevölkerung aufgenommen? Haben die Menschen die Gefahr erkannt?

Sicher, die Menschen überreagieren sogar oft; sie haben Panik. Man muss sich natürlich schützen, aber hier in Liberia geben die Menschen einem noch nicht mal mehr die Hand. Wenn jemand fiebrig aussieht, schlagen sie gleich Alarm und rufen in den Gesundheitszentren an. Allerdings gibt es auch Imame und andere Religionsführer, die kontraproduktive Ratschläge geben. So sollen etwa Muslime ihre Verstorbenen weiterhin nach ihrem Ritus eigenhändig waschen.

Glauben Sie, dass sich durch diese Epidemie langfristig ein besseres Gesundheitssystem im Land etabliert?

Derzeit kommt überhaupt erst mal erkennbar Hilfe an. Es ist aber noch nichts wieder aufgebaut, und die Maßnahmen sind noch nicht flächendeckend umgesetzt. Das wird schon noch zwei, drei Wochen dauern. Und es wird noch Wochen und Monate dauern, bis die Krankheit unter Kontrolle ist. Wichtig wird in der Phase nach der Eindämmung vor allem die psychologische Aufarbeitung. Die Ebola-Epidemie ist mit einem Krieg oder einem Erdbeben vergleichbar. Zwar gibt es hier keine materiellen Schäden, doch die Menschen sind total traumatisiert. Stets sind sie begleitet von Todesangst, die Kinder sind wochenlang im Haus eingesperrt und dürfen mit niemandem spielen.